



„Ein Hörsaal ist kein White Cube“

Wie fruchtbar der Dialog zwischen Kunst und Kirche im 21. Jahrhundert sein kann, zeigt ein Kooperationsprojekt der Paris Lodron Universität und der Universität Mozarteum Salzburg.

Im Zuge der Neugestaltung eines Kreuzes für den Haupthörsaal der Theologischen Fakultät wurden grundlegende Fragen zum Verhältnis von zeitgenössischer Kunst und Kirche sowie zur Bedeutung religiöser Symbole im öffentlichen Raum diskutiert.

SANDRA STEINDL

Bereits mit der Entscheidung des Dekans der Katholisch-Theologischen Fakultät Alois Halbmayr, sich an Studierende des Departments Bildende Künste und Gestaltung der Universität Mozarteum zu wenden und nicht – wie bei Projekten dieser Art oft üblich – einen öffentlichen Wettbewerb an bereits etablierte Künstlerinnen und Künstler auszuschreiben, wurde ein Zeichen gesetzt. „Der andere Weg wäre vermutlich einfacher und weniger zeitaufwendig gewesen. So aber wurde aus dem Projekt ein spannender Prozess, der als Austausch zu sehen war. Getragen von der Offenheit, sich auf einen Diskurs einzulassen, und natürlich mit dem Ziel, interessante, inspirierende und auch realisierbare Projekte zu entwickeln“, erzählt Projektleiterin Ulrike Lienbacher, die als Professorin für Bildhauerei an der Universität Mozarteum Salzburg lehrt. „Am Ende gab es acht Einreichungen von wirklich hoher Qualität und mit ganz eigenen Zugängen“, ergänzt Dekan Alois Halbmayr.

Begleitet von einer Ringvorlesung an der Theologischen Fakultät und Vorträgen von Manfred Erjautz und Hubert Nitsch an der Universität Mozarteum im Wintersemester 2019, zog sich die grundsätzliche Frage zum Verhältnis von zeitgenössischer Kunst und Kirche wie ein roter Faden durch viele Diskussionen: Wie können sich Künstlerinnen und Künstler im Jetzt einem solchen Thema annehmen, was bedeutet Kunst im öffentlichen Raum, wie beeinflussen Ort und Kontext die Entwicklung einer Arbeit, wie finden die Vorstellungen des Auftraggebers und die der Studierenden zusammen und in welcher Weise ist eine Neugestaltung überhaupt möglich? Bereits bei einer ersten gemeinsamen Begehung des Hörsaals am

Ende des Sommersemesters 2019 zeigte sich, dass es sehr unterschiedliche Positionen dazu gibt. „Obwohl der vorgegebene Rahmen viel ermöglicht, funktioniert er anders als eine Kunstgalerie oder ein Museum. Es gibt einen Auftraggeber und einen sehr speziellen Ort, der eine bestimmte Funktion hat. Ein Hörsaal ist kein White Cube wie in einer Galerie, ein ausschließlich der Kunst vorbehaltener Ort, in dem sich alles der Kunst unterordnet. Im Hörsaal müssen sich Kunst und Funktion vertragen und eine Koexistenz eingehen. Dieses Verständnis war Teil des Lernprozesses“, so Lienbacher.

Aus dem Projekt wurde ein spannender Prozess, der als Austausch zu sehen war. Getragen von der Offenheit, sich auf einen Diskurs einzulassen, und natürlich mit dem Ziel, interessante, inspirierende und auch realisierbare Projekte zu entwickeln.

Ulrike Lienbacher

Dass die Kirche von Anfang an auf die Zusammenarbeit mit Künstler/-innen und Künstlerarchitekt/-innen gesetzt hat, davon zeugt die weit zurückreichende Kirchengeschichte. Seit „Spatenstich“ gibt es wohl keinen Kirchenbau, der in seiner architektonischen Gestaltung nicht die großen baukünstlerischen Trends der jeweiligen Zeit aufgenommen hätte. Unzählige sind die kirchlichen Malereien und Skulpturen, die die Geschichte der Kunst über die Jahrhunderte erzählen. Mit der Tendenz zur Säkularisierung und grundlegenden gesellschaftspolitischen Veränderungen wurde

die Kirche eine Auftraggeberin neben anderen. Doch auch wenn das Verhältnis zwischen Künstlerinnen und Künstlern und Kirche im 20. und 21. Jahrhundert distanzierter geworden ist, bildet die christliche Bildtradition nach wie vor ein fruchtbares Feld der Auseinandersetzung, sie ist wesentlich für ein kunstgeschichtliches Verständnis. „Bis heute wird diese Bildtradition in der Kunst aufgegriffen“, so Lienbacher.

Auch in Österreich gibt es einige herausragende Beispiele für den Dialog zwischen Kunst und Kirche und die Auseinanderset-

zung mit zeitgenössischen Kunstpositionen. Ein Beispiel dafür ist etwa der Otto-Mauer-Preis, der seit den 1960er-Jahren mit der Galerie nächst St. Stephan viele österreichische Avantgardenkünstler gefördert hat. In Salzburg knüpfen der Kardinal-König-Preis und das Kunstprogramm in St. Virgil an diese Tradition an. Weitere offene und ambitionierte Kunstprogramme gestalten das Kulturzentrum bei den Minoriten in Graz oder das Dommuseum in Wien. Sie alle sehen Kunst nicht als Medium der Repräsentation, sondern als Möglichkeit zur intensiven Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen

Verhältnissen. Auch die Arbeit von Paulina Krasser, die von der Jury zur Realisierung ausgewählt wurde, beschäftigt sich mit der Reflexion von Gegenwart. Sie bediente sich dafür des Verfahrens des Tiefziehens, bei dem das ursprüngliche Kreuz als Abdruck erhalten bleibt. „Ich bin katholisch aufgewachsen, das Kreuz ist daher schon mein ganzes Leben lang präsent. Ich bin mir der Wichtigkeit des Symbols bewusst, daher versuchte ich, auch dessen Entfernen zu thematisieren“, so Krasser. Das Ergebnis ist eine Form mit zwei Seiten. Der Abdruck, das Negativ, öffnet sich zum Hörsaal hin, das Positiv ist der Wand zugewandt und evoziert Überlegungen zu Standpunkt und Perspektive. Mit der Technik, die vor allem in der industriellen Produktion zum Einsatz kommt, thematisiert sie außerdem Fragen nach dem Wirken des Alten im Neuen, nach dem Weiterleben von Geschichte in der Gegenwart und wie sich Geschichtserzählung verändert. Auch der Faktor Zeit spielt eine Rolle. Unterschiedliche Lichtsituationen – ob natürliches Tageslicht oder künstliches Raumlicht – lassen das Objekt anders in Erscheinung treten. „Die Erscheinung verändert sich wie unser Verhältnis zur Welt und zum Glauben. So eröffnet sie zahlreiche Assoziationsketten, die hoffentlich im Hörsaal weitergesponnen werden“, sagt Lienbacher.

Neben dem Kreuz von Paulina Krasser sind im Foyer der Katholisch-Theologischen Fakultät auch die Arbeiten von Stefanie Amberger, Cornell Entfellner, Thomas Gschörmann, Mario Kodzic, Gerlinde Radler, Zoe Vitzthum und Nina Widdison ausgestellt: „Es war uns ein großes Anliegen, alle Projekte zu präsentieren. Denn auch wenn ein Wettbewerb eine Konkurrenzsituation darstellt, war es ein Gemeinschaftsprojekt“, so Lienbacher. Zu sehen sind die Arbeiten noch bis 30. Mai im Foyer der Theologischen Fakultät, Universitätsplatz 1.